

Eine deutsche Bauernschlacht in Amerika und ihre Folgen.

Von Rudolf Cronau.

Die Geschichte kennt mehrere Beispiele dafür, wie durch das Eingreifen einer verhältnismäßig geringen Zahl beherzter Bauern dem Gang wichtiger Kriege eine neue Wendung gegeben wurde. Solche Beispiele sind die Schlacht der bergischen Bauern bei Worringen am 5. Juni 1288, die Schlachten der Schweizer bei Morgarten 1315, bei Sempach 1386. Auch die Kämpfe der Hammerwälder Bauern, die im freien Afrika mit Löwenmuth um ihre Selbstständigkeit gegen einen gewaltigen Feind ringen, gehören hierher. Weltwiderwärtig enthält auch die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Episode, wo deutsche Bauern eine der schwersten Gefahren abwenden halfen, welche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts den Erfolg der amerikanischen Freiheitskämpfe bedrohten.

Mitten im Herzen des herrlichen, an Wäldern, Bergen, Strömen und Seen so reichen Staates New York eilt der Mohawkfluß durch ein überaus liebliches Thal, um nach einem etwa 150 Kilometer langen Laufe in rechtem Winkel in den Hudson einzufallen und mit diesem „Rheinstrom Amerikas“ dem Meere zuzueilen.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war der ganze mittlere und westliche Theil des heutigen Staates New York noch eine unermessliche Wildnis, in welcher der mächtige, aus sechs verschiedenen indianischen Stämmen bestehende Bund der Iroquesen seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Die ersten weißen Ansiedler, welche sich in diesem Gebiet niederließen, waren ehemalige Bewohner der Rheinpfalz, die ihre schöne deutsche Heimath aufgegeben hatten, als dieselbe durch die Nordbrennerbarden Ludwig des Vierzehnten von Frankreich in der schrecklichsten Weise verwüthet worden war. Schmerz Herzens hatten im Frühjahr des Jahres 1709 an 14.000 Pfälzer ihre Habseeligkeiten gepackt und waren auf Flößen und Rähnen den Rhein hinab nach Holland und von da nach England gefahren, von wo ihrer 3000, veranlaßt durch allerhand Versprechungen, welche ihnen die englische Regierung machte nach der damals noch englischer Herrschaft unterworfenen Kolonie New York zogen. Sie wurden am mittleren Hudson angeheftet, aber als eine Art von Kronbauern betrachtet und von der Regierung wie von gewissenlosen Spekulanten so schredlich ausgebeutet, daß sie im März 1713 trotz des noch tiefstehenden Winterschnees in das romantische Thal des Schoharie, eines Nebenflusses des Mohawk, flohen, wo vertriebene Indianer-Häuptlinge den Deutschen betrügerische Stücke Landes zum Geschenk angeboten hatten. Mit ihren rothen Freunden in bestem Einvernehmen lebend, gründeten die Pfälzer daselbst mehrere Ortshäuser, von denen aus einige Jahre später ein großer Theil der aufs neue von habgierigen Spekulanten bedrohten Pfälzer nach dem Mohawkthal zog. Ihre Ansiedlung daselbst wurde von der englischen Regierung sehr begünstigt, nicht etwa weil ihr das Loos der Deutschen besonders am Herzen gelegen wäre, sondern weil sie hoffte, daß dieselben ein hartes Bollwerk gegen die in Canada sitzenden Franzosen und Indianer abgeben möchten, die schon öfter Einfälle in die englischen Niederlassungen am unteren Mohawk unternommen hatten.

In der That mußten die Pfälzer gar machen blutigen Strauß mit den canadischen Nachbarn bestehen, besonders während des siebenjährigen Krieges, der zwischen den Franzosen und den Engländern mit aller Heftigkeit auch in den beiderseitigen amerikanischen Besitzungen ausgefochten wurde und einen geradezu greusenhaften Charakter annahm, als sowohl die Franzosen wie die Engländer die ihren Einfluß zugänglichen Indianerstämme als Bundesgenossen aufboten und gegeneinander hetzten. Im Jahre 1757 überfiel der französische Kapitän Lalleste mit 300 Soldaten und vielen Indianern das Mohawkthal, überfiel in der Nacht des 12. November die deutsche Ortshäuser German Flats („deutsche Niederungen“), brannte sämtliche Häuser nieder, tödtete 40 Einwohner und schleppte 120 gefangen nach Canada. Ein zweiter Angriff im April des folgenden Jahres wurde aber durch die unter Nikolaus Hercheimer zusammengefaßten Pfälzer energisch abgefochten, wobei die letzteren allerdings abermals einen Verlust von 38 Todten erlitten. Jahrelang dauerten diese Mezeleien fort, bis endlich die Engländer in der Schlacht bei Cuedeb 1759 einen entscheidenden Sieg über die Franzosen errangen und damit der Herrschaft derselben in Canada ein Ende bereiteten.

Die Ruhe, welche diesem Siege folgte, war aber nicht von langer Dauer. Kaum hatte England seinen Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen, so verhängte es über seine amerikanischen Besitzthümer ein Ausbeutebündel, das über kurz oder lang eine jede Kolonie zum Aufstand trieb. Alle in den Kolonien gültigen Gesetze waren derart abgefaßt, daß den in England lebenden Kaufleuten und Fabrikanten der größtmögliche Nutzen erwachsen mußte. So durften beispielsweise die sämtlichen

in den Niederlassungen gebrauchten Güter nur aus England bezogen werden. Auch war es den Kolonisten nicht erlaubt, Stoffe zu Kleidern sowie andere Lebensnothwendigkeiten selber herzustellen. Andererseits hatten sie schwere Abgaben zu entrichten, ohne aber im Parlament irgendwelche Vertretung eingeräumt zu bekommen.

Den Bewohnern der an der Ostküste von Nordamerika gelegenen englischen Kolonien wurde die Zustände bald so unerträglich, daß sie beschloffen, die Verbindung mit dem Mutterlande zu lösen und sich auf eigene Füße zu stellen.

Die in den englischen Kolonien lebenden Deutschen wurden natürlich in den amerikanischen Freiheitskrieg mit verwickelt, denn sie erinnerten sich lebhaft, daß sie stets unter der Anmaßung, der Habgucht und der zurückgebenden Geringschätzung der englischen Beamten und Lords zu leiden gehabt hatten. Raum war mit dem blutigen Zusammenstoß bei Lexington am 19. April 1775 das Zeichen zum Aufstande gegeben, so bildeten auch die Deutschen im Mohawkthal, in Pennsylvania, Maryland und Virginia Bände, um an der Abwerfung des verhassten Jochs theilzunehmen. Im Mohawkthal faßte der von den Pfälzern gebildete Bund am 21. Mai den folgenden Beschluß: „Wir verabsäumen die uns angebotene Sklaverei. Aufeinander angefeindet durch die Bande der Religion, Ehre, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, vereinigen wir uns in dem festen Entschlus, unsere Freiheit mit Gut und Blut zu verteidigen.“ Am 2. Juni fand die erste öffentliche Versammlung dieses Bundes statt, durch dessen drohende Haltung die im Mohawkthal anwesenden königstreuen Engländer, die sogenannten Tories, so eingeschüchtert wurden, daß sie Hals über Kopf nach Canada flohen. Die Pfälzer bildeten nun im Verein mit den andernthalbewohnern holländischer und englischer Abstammung vier Bataillone, an deren Spitze der vom Franzosenreiche her angelegene Nikolaus Hercheimer als Befehlshaber trat. Derselbe, ein im Mohawkthal geborener Sohn des im Jahre 1709 mit seinen Landesleuten nach Amerika gekommenen Pfälzers Johann Jost Hercheimer, besaß im mittleren Mohawkthal, eine Stunde östlich der gleichfalls von Deutschen gegründeten Ortshäuser Little Falls, ein großes Besitzthum, auf dem er das heute noch wohl erhaltene Gebäude errichten ließ.

Das Jahr 1775 verging für die Deutschen am Mohawk unter Beförderung von Ueberfällen und unter Vorbereitungen zur Vertreibung, denn man wußte nur zu wohl, daß man auf dem vorgeschobenen Posten stand, der um so mehr von Gefahren umbroht war, als die nach Canada geflohenen Engländer es durch Aufwendung reichlicher Geschenke verstanden hatten, fast sämtliche in der Kolonie New York vorhandenen Indianerstämme, vor allem auch den sehr einflussreichen Mohawkhäuptling Thapendanege oder Joseph Brant sich geneigt zu erhalten.

Selbstverständlich verstrichen aber zwei volle Jahre, bevor die Deutschen des Mohawkthales Gelegenheit fanden, in den Gang des Krieges einzugreifen. Derselbe umtobte auf's heftigste die Seeflächen, an den mit wechselndem Glück gefochten wurde.

Im Frühjahr 1777 stand es mit der Sache der Aufständischen entschieden schlecht, und gleichzeitig holten die Engländer zu einem Hauptzuge aus. Um die nordöstlichen Kolonien von den südlichen zu trennen, so daß sie nicht länger sich gegenseitig zu unterstützen vermöchten und dann einzeln desto leichter unterworfen werden könnten, ward ein dreifacher Vorstoß gegen den Hudson unternommen, an dessen mittlerem Auf die Aufständischen sich festgesetzt hatten. Vor Canada aus rückte der General Burgoyne mit 8000 Mann über den Champlain- und Georgee zum oberen Hudson vor, während gleichzeitig der Oberst St. Leger mit 750 britischen und hessischen Truppen sowie 1000 unter der Führung des Hauptlings Thapendanege stehenden Indianern vom Westen her in das Mohawkthal einbrach. Von Aiden sollte eine starke englische Flotte den Hudson hinaufsegeln und die von drei Seiten gestakten Aufständischen vernichten helfen. Am mittleren Hudson wollten alle drei Expeditionen zusammenstreffen.

Wäre der meißterhaft entworfene Plan gelungen, so hätte die schnelle Endigung des amerikanischen Aufstandes wohl außer Frage gestanden.

In dieser äußerst kritischen Periode war den Pfälzern am Mohawk eine wichtige Rolle beschieden. Während nämlich die Anglo-Amerikaner dem General Burgoyne in den Weg traten, waren die Pfälzer sich dem Obersten St. Leger entgegen, der mit seiner Schaar am 3. August vor dem kleinen, von 750 Amerikanern unter Oberst Gansevoort gehaltenen Grenzort Stanwix eintraf und sich ansah, daselbst zu belagern. Als die Nachricht hiervon durch Eilboten nach den deutschen Niederungen gelangte, ward daselbst der Ernst der Lage sofort begriffen: gelang es nicht, den Feind abzuwehren, so war allen Thalbewohnern ein Untergang in der grauenhaftesten Gestalt — unter den Tomahawks und Speermeßern der Wilden, unter den Bajonetten und Kugeln der englischen Soldaten gewiß!

Den Schutz der Hütten, Frauen und

Kinder den Greifen anvertrauend, traten sofort gegen 750 Mann, zu neun Zehntheilen aus Pfälzern bestehend, zusammen und zogen unter dem Befehl des alten Hercheimer bereits am 4. August dem Feinde entgegen, fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Am Abend des 5. August kamen die Deutschen an der nur noch 24 Wegstunden von Fort Stanwix entfernten Stelle an, wo der Ort Stanwix sich in den Mohawk ergießt. Um die im Fort Belagerten von ihrem Herannahen zu unterrichten und zu gemeinsamem Handeln zu veranlassen, sandte Hercheimer einen Boten an Oberst Gansevoort, damit dieser am folgenden Morgen einen Ausfall gegen den Feind unternähme, der zur selbigen Zeit von den Deutschen im Rücken angefallen werden sollte. Drei schnell aufeinander folgende Kanonenschüsse vom Fort aus sollten den Deutschen das Signal zu dem gemeinsamen Schlage geben.

Glücklicherweise gelang es dem Boten schon am Mittag des betreffenden Tages, die feindlichen Reihen zu durchschleichen und in das Fort zu gelangen. Mittlerweile hatten aber auch die Engländer durch ihre indianischen Kundschafter von dem Herannahen der Pfälzer Nachricht erhalten und in großer Eile an einer engen Waldschlucht, die von den Deutschen passiert werden mußte, einen aus zahlreichen Scharfschützen und mehreren hundert Indianern gebildeten Hinterhalt gelegt. Der kriegserfahrene Häuptling Thapendanege hatte die Stelle als die geeignetste ausgewählt. Als die Pfälzer gegen 9 Uhr Morgens an derselben anlangten, verrieth nicht das geringste Zeichen, daß Gefahr nahe sei. Zu tiefem Schweigen lagen die unauffahrbaren Uebwälder, durch die nur ein schmaler, überaus schlechter Weg auf der rechten Uferseite des Mohawk nach dem Fort Stanwix führte. Kaum war der größte Theil der Pfälzer in die Waldschlucht eingetreten, als plötzlich aus Hunderten von Bäumen das grauenhafte Schlachtgeschrei der Indianer erkante. In demselben Augenblick trachtete von rechts und links, von den umliegenden Höhen, aus allen Wipfeln der Bäume eine mächtige Salve auf die in dem Hohlweg zusammengedrängten, und dann tauchten hinter jedem Busch, hinter jedem Baum, hinter jedem Felsstück die schauerlich bemalten nackten Weiber der Wilden auf, die sich mit gewaltigen Sägen gleich Panthern auf die völlig überraschten Deutschen stürzten. Diejenigen der letzteren, welche sich noch außerhalb der Schlucht befanden, ergriffen, von Schreden erfüllt, die Flucht, wurden aber von den nachziehenden Wilden bis auf den letzten Mann niedergemacht. Die in der Schlucht Eingeschlossenen hingegen erlitten sofort, daß nur ein Kampf bis auf's Messer sie vor gänzlicher Vernichtung retten könnte, und begannen, nachdem sie sich gesammelt hatten, mit der Wuth der Verzweiflung zu fechten. Bald es doch, nicht bloß das eigene Leben, sondern Haus und Hof, Weib und Kind zu retten.

Nachdem sie ihre Büchsen auf die Gegner entladen hatten, stürzten sie mit gefällten Bajonetten oder mit den Jagdmessern in den Rücken den Angreifern entgegen, und es entspann sich im Uebwälder ein wulstinsichendes Ringen, in dem deutsche, durch harte Hinterwälderarbeit gestählte Kraft mit indianischer Schlauheit und Gewandtheit um den Siegespreis stritt. Mit zerschmetterten Köpfen oder zerstücktem Brust entgingen, und es entspann sich im Uebwälder ein wulstinsichendes Ringen, in dem deutsche, durch harte Hinterwälderarbeit gestählte Kraft mit indianischer Schlauheit und Gewandtheit um den Siegespreis stritt. Mit zerschmetterten Köpfen oder zerstücktem Brust entgingen, und es entspann sich im Uebwälder ein wulstinsichendes Ringen, in dem deutsche, durch harte Hinterwälderarbeit gestählte Kraft mit indianischer Schlauheit und Gewandtheit um den Siegespreis stritt.

Der greise Hercheimer war einer der ersten, die in dem Gemel verunndet wurden. Eine Wundkugel gerichteterte sein linkes Bein unterhalb des Knies und tödtete zudem sein Kopf. Aber er verlor nicht die Geistesgegenwart, sondern feuerte mit lautem Zuruf die Seinigen zu immer heftigerem Widerstand an, bis es ihnen gelungen war, den ersten Anprall der Feinde abzuwehren. Dann ließ er sich auf eine den Kampfplatz überwachende Höhe tragen und am Fuße eines mächtigen Uebwälders niederlegen. Auf seinem Sattel geführt, der ihn umschwirrend Pfeile und Kugeln nicht achtend, sondern laßblütig seine Pfeife rauchend, leitete er von dort den immer heftiger mit aller List und Verlichagenheit entbrennenden Kampf, der nun mit hintermäthlicher Fechtweise durchgeführt wurde.

Auch die Deutschen hatten hinter den mächtigen Baum ein Posten geschickt und suchten von dort aus ihren Feinden beizukommen. Aber diese lagen auf der Lauer, und gar oft gelang es einem Indianer, einen deutschen Schützen, sobald derselbe einen Schuß hinter dem Baum her abgefeuert hatte, zu ereilen und niederzuschmettern, bevor jener Zeit hatte, seine Büchse wieder zu laden. Der alte Hercheimer, welcher die Taktik der Wilden durchschaute, postierte nun zwei Männer hinter einem Baum, von denen der eine, sobald der Genosse einen Schuß abgegeben hatte, sofort anlegte, um den anspringenden, seines Opfers sicheren Indianer niederzutreten. Diese Anordnung wirkte so sicher und rief so gewaltige Läden in die Reihen der Feinde, daß kein Indianer mehr wagte, die alte Fechtweise anzuwenden.

Bereits mehrere Stunden hatte das Gefecht gewährt, als plötzlich die Engländer eine ansehnliche Verstärkung durch eine Abtheilung der Royal Grenns, der Königsjäger, erhielten. Unter denselben befanden sich viele ehemalige Bewohner der Mohawkthales, die königstreue geblieben waren und sich mit den englischen Lords nach Kanada gewendet hatten. Frühere Nachbarn und Freunde erkannten einander, und der bittere Haß, der sie einst in politischem Wortstreit entzweit hatte, schlug auf's Neue in lodernen Flammen empor.

Mitten hinein in das Getöse trachten plötzlich heftige Donnerschläge. Unbemert von den Kämpfenden war ein schweres Gewitter heraufgezogen, daß sich nun unter flammenden Blitzen und erdrerschütterndem Rollen über den Hauptern der Kämpfenden entlud und durch seine mächtig niederströmenden Regenschichten eine Ruhepause herbeiführte. Kaum aber hatten die schweren Wolken sich etwas verzogen, so begann das Schlachtgetöse den trübenden Wald auf's Neue zu durchschallen.

Da endlich, nachdem das Gemel schon mehrere Stunden gedauert hatte, erkanteten von Fort Stanwix die von den Deutschen längst erkanteten drei Kanonenschüsse. Sie erfüllten die Pfälzer mit neuem Kampfeswuth und machten ihr abermaliges Vordringen zu einem so unumvermeidlichen, daß die ob ihrer schweren Verluste bestürzten Indianer unter den Klagerufen „Unah! Unah!“ in wilder Flucht den Kampfplatz verlassen und die englischen Truppen mit sich rissen. Als sie im Lager vor dem Fort Stanwix wieder anlangten, fanden sie, daß dasselbe mittlerweile von der Besatzung des Forts überfallen worden war, und daß diese sämtliche Geschütze, alle Papiere und fünf Fahnen entführt hatte.

Der Sieg der unter Hercheimer stehenden Pfälzer war schwer erkauft. Ueber 240 der Jüngeren waren gefallen; von den Ueberlebenden hatten viele so schwere Verwundungen erlitten, daß man an eine Ausnutzung des Sieges nicht denken konnte, sondern auf den Rücktransport der Todten und Verwundeten bedacht sein mußte. Als man am 8. August mit denselben in den heimischen Dörfern anlangte, gab es überall ein herzbredendes Trauern und Klagen, denn kaum war ein Haus in dem nicht ein Angehöriger todt oder schwer verwundet lag.

Sich dumpfer Trauer hinzugeben, dazu hatten die Pfälzer aber keine Zeit, denn noch war Fort Stanwix nicht erlöset und der Feind nicht aus dem Lande geschlagen. Nachdem die Todten begraben worden, schloffen die noch waffenfähigen Männer sich aufs neue zusammen und zogen, durch eine Anzahl regulärer Truppen verstärkt, unter dem Befehl des Generals Benedict Arnold zum zweitenmal dem Feinde entgegen, der aber, als seine Späher die Kunde von dem abermaligen Anmarsch der Pfälzer meldeten, von Schreden erfüllt, Zelte und Geschütze im Stiche ließ und nach Canada zurückkehrte. Die geplante Vereinigung mit der Armee Burgoyne's war vereitelt und damit der ganze Feldzugsplan der Engländer gescheitert. Nunmehr konnten die vereinigten Anglo-Amerikaner und Pfälzer ihre volle Kraft auf die Belagerung der Armee Burgoyne's wenden, und es gelang ihnen in der That, dieselbe so hart zu bedrängen, daß sie sich am 16. Oktober mit ihrem Befehlshaber bei Saratoga ergeben mußte. Wenn damit der amerikanische Freiheitskrieg auch noch nicht sein Ende fand, so war doch eine der schlimmsten Gefahren, die seinen Erfolg in Frage gestellt hatte, glänzlich abgewendet. Kein Geringerer als George Washington erkannte die Verdienste der Pfälzer um diese glückliche Wendung an, indem er schrieb, daß Hercheimer zuerst die düsteren Aussichten des Feldzuges im Norden in's Gegenlicht umgemandelt habe.

Veider erlebte der alte Hercheimer diese von dem großen amerikanischen Freiheitshelden ihm gesollte Anerkennung nicht mehr. Als er nach dem Kampf am Ortseingang auf einer Tragbahre nach seinem Wohnsitz gebracht worden war, fand er einen jungen unerfahrenen Wundarzt in die Hände, der bei der nothwendig werdenden Amputation des zerhörsenen Beines Hercheimer's so ungeschickt verfuhr, daß der wackere Haudgen dabei verblutete. Das war am 17. August 1777. Umweil seines Hauses wurde er auf einem kleinen Hügel begraben.

Bereits im Oktober desselben Jahres faßte der Congress den Beschluß, 500 Dollars zu einem Denkmahl für Hercheimer auszuverleihen. Aber die immer heftiger entbrennenden Kriegsschmerzen liehen den Beschluß in den Hintergrund treten und dann allmählich in Vergessenheit gerathen. Erst unter Beschlicht erinnerte sich der tapferen Helden des Mohawkthales, und an derselben Stelle, wo sie ihr Blut für ihr neues Vaterland vergossen hatten, ließ der Geschichtsbereiter der Grafschaft Oneida einen Hattischen, 31 Meter hoher Obelisk errichten, auf dessen Vorderseite eine Bronzetafel die Namen aller im Kampfe ungelommenen Deutschen und Amerikaner bereuigt. Zwei auf den Seiten des Monuments eingelassene Bronzereliefs stellen Szenen aus dem Kampfe sowie den alten Hercheimer dar, wie er, verwundet am Fuß eines Baumes sitzend, seine Pfeife in der Hand, Beschele ertreibt.

Am 12. November 1896 wurde auch

wenige Schritte neben dem Grabe Hercheimer's ein herrlicher, über 20 Meter hoher Obelisk aus weißem Granit errichtet, wie die Aufschrift besundet, vom Staate New York, der seine Dankbarkeit ferner dadurch bewies, daß sowohl der Ort, in dem der wackere Pfälzer geboren wurde, wie auch die Grafschaft, in der lebte und starb, mit seinem allerdings anglisirten Namen Hertimer belegt wurden.

Die Kaffeebohne.

(Eine Skizze aus der Zeit vor dem Zollantritt von S. S.)

Der alte Elbschiffer Hein Umland hatte ein Koffen am St. Pauli-Strand bei Hamburg zu laden. Boltern und rollend stürzte in regelmäßigen Zwischenräumen die schwarze Frucht aus den Sputen des Dampfers in den Ewer, in dem der Schiffer mit seinem Sohne, der bei ihm als Steuermann fuhr, beschäftigt war, die einrollenden Koffen zu verladen.

Der Alte schimpfte wie gewöhnlich mit den Koffenjumpern. Die Koffenjumper kannten ihn schon und man muß lägen, wenn man sagt, daß sie keine Scheltworte unerwidert ließen, aber so schlimm, wie es sich anhörte, war es nicht gemeint, man belustigte sich an dem knurrigen Alten. Ein Junger griff in seine Tasche und warf nach dem Alten mit einigen rohen Kaffeebohnen, die er von einem Ewerführer erhalten hatte, dem „zufällig“ ein Saal mit Kaffeebohnen geplatzt war. Drei Bohnen verfehlten ihr Ziel, eine vierte aber traf die rechte breite, vom Koffenraub schwarze Nase des Schiffers, der erschrocken zusammenfuhr; die Bohne sprang von der Nase in einem eleganten Bogen in die Koffen.

Der Zwed war erreicht: Umland kostete vor Wuth zum Gaudium der schwarzen Jumper. Er entlud sich aller Galle, die er hatte. Endlich schwamm er mit seinem beladenen Ewer ab; die Kränkung verwarf er aber auch noch nicht, als er mit seinem Fahrzeug auf dem Strom sich befand, und drohend streckte er noch mehrere Male seine Faust gegen die lachenden Arbeiter.

Sein Schiff mußte am Zollponton in Neumühlen anlegen, um zollamtlich abgefertigt zu werden. Der alte Hein stieg aus und ging bedächtig in das kleine Zollhäuschen, um einen Beamten zum Revidiren zu holen. Augenblicklich waren aber recht viele Fahrzeuge am Ponton die abgefertigt werden mußten; die Beamten hatten alle Hände voll zu thun. Nach fast einer halben Stunde kam endlich ein Grünrod auf den Schiffer zu und fragte scherzend: „Nun, Schiffer, Sie haben doch nichts Steuerbares an Bord?“

Der alte Hein war nicht gerade zum Scherzen ausgelegt, er brummte sehr frohlich: „Sei ich ja na tielen, wenn ich überhaupt wat Stürbares har, so wör id Ihnen dat gewiß nich op de Käf baden!“

Der Zollbeamte war ruhig, er merkte, was für ein Geisteskind er in dem Alten vor sich hatte, und fragte, ob das Schiff verladen oder die Koffen durchschoden werden sollten.

„Ich will dochstäten warren,“ sagte Umland kurz.

„Na, wissen Sie, Männchen, Sie doch nicht, sondern die Koffen!“ konnte der Zollbeamte sich nicht enthalten zu bemerken.

„Nu ja, mein Gott, maken Se bloß to, dat ward de höchste Lied för mie!“ rief der Alte.

Als der Beamte sich wieder entfernt hatte, fing der alte Schiffer wieder an zu knurren: O ne, so'n Obergelasteten, o de Preußen, büße Gesellschaft; de Kerls meent, wenn se een stramme Büg anhebt um een Kaffeekeim an de Siel, munner war se siend. Nu löhnt de Knecht dor achte noch mit een von de annern. Herr, du meine Güte, de meent jawol, wi hebt uns' Lied stahlen. Hallo,“ rief er ganz laut, „id bit Se, kamen Se doch een beeteen gan!“

Der Beamte sah ihn groß an, dann lam er langsam nach dem Schiff und sah den Schiffer mit einem Unteroffiziersbild an, der deutlich sagte: „Na warte, alter Junge, Dir werd' ich wieder!“

Der Alte schien seinen Zorn aber auch schon bereit zu haben; er wußte ganz genau, welche Schwierigkeiten ein Beamter ihm bereiten konnte, deshalb bot er demselben in der Kajüte, wohin dieser zuerst gegangen war, um zu revidiren, einen Schnaps an. Der Kontrolleur lehnte denselben aber kurz ab. Da trant Umland selbst das Getränk mit einem kurzen Schluck aus.

So scharf war das Fahrzeug noch nie revidirt worden. Der Alte mußte die Seelarten aufrollen und Spindel aufschließen, alle Tüten und Pakete aufmachen, die Betten abnehmen, den Koffenlasten auspacken, in die Tiefen des Wasserfasses senkte sich die Revisionsflange.

Jetzt war der Kontrolleur beschäftigt, die Koffenladung zu revidiren, er hatte schon zehnmal die Revisionsflange in die schwarzen Diamanten gestochen und nach jedem Durchstoß die Tülle der Stange so recht impertinent misstrauisch befehen und darauf die kleine Koffenmenge, die in derselben sich befand, vorsichtig auf dem weissen

Zementboden des Pontons ausgeklopft.

Der alte Schiffer konnte fast vor Wuth nicht mehr atmen. „So,“ dachte der Beamte, „det is nu det letzte Mal, denn will id den Alten erschließen!“ — und wieder stach er mit seiner Stange so recht langsam und dieselbe immer weiter drückend in die Koffen, dann sog er sie heraus und klopfte die Tülle auf den Ponton aus.

Der Alte sah dem Hantiren des Kontrolleurs zu. Pöblich verfarbte er sich, er blickte den Zollbeamten an, der, mit ausgestrecktem Arm auf die Spitze der Revisionsflange zeigend und den Schiffer scharf ansehend, fragte: „Nanu, wat is denn det?“

Hein Umland wurde heiß und kalt, er zitterte am ganzen Leibe, mit Mühe hielt er sich an den Wanken fest, denn bei der Spitze der Revisionsflange lag, hell und rein zwischen einigen kleinen Koffenstücken, eine — Kaffeebohne.

„Schulze,“ rief der Beamte einem Kameraden zu, „he, Schulze hol doch mal eben den Herrn Assistenten; der Schiffer hier hat Kaffee unter seinen Koffen, id habe eben eine Bohne rausgeschossen!“

Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer auf dem Ponton. Schiffer und Beamte liefen bei dem Ewer zusammen. Um die verhängnißvolle Kaffeebohne bildete sich ein großer Menschenkreis, der die Bohne erlauten anstarrte.

Hein Umland war ein geschlagener Mann. Ein Versuch, sich zu verteidigen, war von seiner Seite aus zwecklos, denn wenn der Alte auch den Zusammenhang ahnte und sofort an die Kaffeebohnen des Koffenjumper's dachte, so war es doch wirklich nicht zu verlangen, daß der Zollbeamten diese Erklärung genüge.

Mittlerweile war der Assistent herbeigekommen, ein älterer Herr, der, schon seit Jahren im Verkehr mit den Schiffern, deren Art aus dem ff kannte.

„Hallo, Schiffer Umland, was sen Se denn mak?“ fragte der Assistent. „Se fangen dat doch nich op Ehr olen Daag an!“

Darauf nahm auch er die berühmte Kaffeebohne in Augenschein und ging dann auf das Schiff zu dem Alten, den er ernst, aber freundlich fragte: „Se'n Se mal, wat is' dormit? Hem Se wirklich Kaffee an Bord?“

Der alte Schiffer sah ihn treuschig und hilflos an und sagte dann: „Ach, Herr Assistent, wenn id Ihnen de Beschicht mit de verwünliche Kaffeebohne vertell, so gleuwen Se se mi ja doch nich!“

„Wi jo denn?“ fragte der Beamte, „vertell Se man!“

Und da erzählte denn Hein Umland die Geschichte von der Kaffeebohne, die ihn in einen so schlimmen Verdacht gebracht hatte.

Bei der Erzählung lachte der Assistent still vor sich hin. Als der Alte beendet hatte, sagte der Beamte: „Ja, min lewe Umland, wenn' id all's noch is, wat Se mi seggt hem, so kann id dat doch nich helpen, de Koffen möst rut, wi möst dor op'n Grunn revidiren, de Verdacht is dor, un dat Gesef bestimmt dat!“

Der Alte ließ ergeben den Kopf hängen bei diesen Worten.

Als der Assistent sich entfernt hatte, rief Umland seinem Sohne zu: „Gannces, jett man de Klitten und Sped to fütür, wie kammt doch nich mehr mit büße Idee af. Oba, dat ward noch een nette Arbeit. Söf Laß Koffen dort ut de Eß von de Ladun, op'n Ponton und denn wedder in't Fahrtrig so schiffeln — bloots um een Kaffeebohne! hol de Däwel de ganze Schip-peree. — O! büße Preußen!“

Starke Zurechtweisung.

Zur Zeit als der im Jahre 1880 verstorbene Baron Nicasoli Ministerpräsident in Italien war, sollte eines Tages eine ganz besonders wichtige Konferenz unter Vorsitz des Königs Victor Emanuel stattfinden. Alle Minister waren schon versammelt, nur der König ließ sich nicht Ercheimen nach warten. Man erkundigte sich nach dem Grunde seines Wegbleibens und erfuhr, daß er ausgetrieben sei. Es verging eine Viertelstunde nach der anderen, man wurde ängstlich und befürchtete, es sei dem König ein Unfall zugefallen. Endlich sprengt er in den Hof und tritt kurz darauf in den Konferenz-Saal. Nicasoli beginnt mit seinem Vortrage. Während desselben erzählt der König dem neben ihm sitzenden Justizminister, er habe zu Pferde eine steile Anhöhe hinanprengen wollen, das Pferd habe jedoch verfaßt, er habe es immer wieder angepörrt, hätte schließlich aber unberichtigter Sache heimreiten müssen. Hierauf wendete sich Victor Emanuel an Nicasoli, dessen Vortrag unterbrechend, mit der Frage: „Was sagen Sie dazu?“

Treden erwiderte Nicasoli: „Ich bewundere den Verstand des Pferdes.“

Tab.

Hausfrau: „Ich habe hier ein Buch.“ Herr: „Verdauere, ich kann nicht lesen.“ Hausfrau: „Aber Ihre Kinder.“ Herr: „Dabe keine Kinder, habe überhaupt nur eine Kage.“ Hausfrau: „Na, da brauchen Sie doch etwas, was Sie der Kage nachwerfen können.“ Herr: „Geben Sie schon her, damit ich Sie los werde!“